

# FRITZ KUDNIG

LEBEN UND WERK



## LIEBE FREUNDE UND LANDSLEUTE!

„Unsere Gegenwart ist Schaum und Rauch, und nur dann, wenn wir nach der Mitte, nach der unendlichen Liebe und Kraft streben, können wir zur Erkenntnis unseres Daseinsinhalts gelangen.“ Diese Worte sprach Fritz Kudnig, der aus Königsberg stammende Dichter und Schriftsteller, in seinem Dank nach der Würdigung seines Lebenswerkes in einer alle Zuhörer bewegenden Feierstunde in Heide/Holstein am Tage seines 85. Geburtstages am 17. Juni 1973. Aus diesem Anlaß geben wir Ihnen in diesem Jahr dieses Heft in die Hände, damit Sie zusammen mit dem Dichter seinen Lebensweg mit allen ihm auferlegten Höhen und Tiefen nachgehen und die Früchte allen Ringens erkennen können. Was Fritz Kudnig uns mitteilt, uns anvertraut aus der Tiefe seiner Schau, möge wachsen und wirken — dann ist des Dichters Berufung aufs höchste erfüllt.

Die nachfolgenden Gedichte und Erzählungen aus dem Schaffensdrang vieler Jahrzehnte führen uns zunächst in unser Heimatland zurück. Sie zeigen uns aber auch, wie der Dichter von Jugend an ein leidenschaftlicher Streiter für Wahrheit und Recht war und geblieben ist bis zum heutigen Tage. Zeit seines Lebens ist er für die Sache seiner Heimat eingetreten und hat versucht, die Zeitgeschehnisse in seinem Werk zu gestalten, um auf die ihm gegebene Weise einwirken zu können. Wie aber hätte dieses an Auseinandersetzungen so beladene Leben die Ruhe und Mitte seines Daseins wohl finden können ohne seine liebe Frau Margarete, die ihm aus Dithmarschen in das ferne Ostpreußen folgte und in deren Heimat die Familie nach bitterer Flucht ein neues Zuhause fand.

Mit ihr zusammen, die uns selbst durch ihre schriftstellerische Arbeit eine liebe und sehr geschätzte Mitarbeiterin wurde, hat Fritz Kudnig in über dreihundert Vorträgen und Lesungen für Ostpreußen gesprochen, das Verständnis für das Schicksal der Heimatvertriebenen geweckt und Ost- und Westdeutsche zusammengeführt. Dieser Einsatz fand seine hohe Anerkennung in der ersten Verleihung der vom Tatenhausener Kreis gestifteten Agnes-Miegel-Plakette, die Fritz Kudnig 1959 aus der Hand der großen ostpreußischen Dichterin selbst erhielt. Seine Landsleute ehrten ihn jetzt an seinem 85. Geburtstag für seinen jahrelangen unermüdbaren Einsatz mit dem Goldenen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen und der Königsberger Bürgermedaille, während sein dichterisches Schaffen 1964 mit der Verleihung des ostpreußischen Kulturpreises und der Ehrenmitgliedschaft des deutschen Schriftstellerverbandes — um nur auf einige Auszeichnungen hinzuweisen — längst gewürdigt worden war. Nach der Vertreibung hat Fritz Kudnig sich auch bei den Schleswig-Holsteiner Schriftstellern einen Namen gemacht.

Frau Margarete Kudnig gilt unser herzlicher Dank für ihren Beitrag und ihre Mithilfe bei dieser Herausgabe, Erich Grimoni für seine Würdigung, Verlegern und Lichtbildnern für die freundlich erteilte Abdruckerlaubnis.

Hanna Wangerin

Das Vorwort, das Hanna Wangerin für die 1. Auflage des Heftes verfaßte, weist darauf hin, wie wichtig die erneute Auflage des Hefts über den ostpreußischen Dichter Fritz Kudnig ist, dessen Werk einen festen Stellenwert in der ostpreußischen Literatur besitzt und dessen 100. Geburtstag wir am 17. Juni 1988 gedenken. Daß die Herausgabe in dankenswerter Weise von der Ehefrau des Schriftstellers damals wie heute unterstützend begleitet wurde, macht die hier veröffentlichten Ausführungen um so authentischer.

Doris Jacobs

© Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Kulturabteilung

Druck: Rautenberg, Leer (Ostfr.), 2. Auflage 1987



Fritz Kudnig  
Aufnahme im Jahre 1925

## WIR DEUTSCHEN —

Wir Deutschen sind geschichtslos geworden! — Doch nicht allein deshalb, weil ein Dämon, der Größtes für Deutschland wollte, dessen Taten es aber in ihren Folgen erniedrigten wie nie zuvor, verloren die Deutschen ihr Gesicht, das ein Goethe und die ihm geistig Verwandten so ausdrucksvoll geprägt hatten. Nein, wir gaben uns selber auf! Ob das aus Scham darüber, was wir anderen Völkern angetan hatten, geschah, oder weil wir meinten, nie endende Reue würde das Böse gutzumachen vermögen, was großenwahnsinnige Wirrköpfe verbrochen hatten, mag dahingestellt sein. — Tragisch bleibt, daß wir uns hinterher nicht selten bis zur Würdelosigkeit demütigten und das eigene Rückgrat verloren, so daß prominenteste Ausländer offen aussprachen: „Wir können doch nicht deutscher sein als ihr selbst!“ —

(Aus dem Vorwort: „Von Opfer zu Opfer“)

## Fritz Kudnig zum 85. Geburtstag

### Der Versuch einer Deutung

Es ist nicht leicht, ein Lebenswerk zu würdigen, dessen Bogen so weit gespannt ist und von dem wir nur den geringen, den veröffentlichten, Teil, kennen. Das Vorliegende zeigt eine seltene Vielfältigkeit und doch eine klare, fast in der ersten gedruckten Zeile angedeutete Entwicklungslinie: Vom froh erlebten Gesicht der heimatlichen Natur zur Vereinigung mit ihr und ihrem Schöpfer in mystischer Schau.

Schon die fast erste aus dem Jahr 1906 erhaltene Zeile ist die Forderung an sich selbst: Weih' dich der Gottheit, deiner Erzeugerin im Licht. Aber der hochaufgeschossene Jüngling sollte als ersten gewaltigen Eindruck nicht das friedliche Licht, sondern das Dunkel und die Schrecknisse des Ersten Weltkrieges erleben. Nach ersten dichterischen Versuchen und Erfolgen umschlang sein Toben ihn für Jahre bis zu seiner Entlassung.

Der unbeschwert Schwärmende wird zum begeisterten Kämpfer gegen soziales Elend und politische Dummheit, und auch hier gibt er sich ganz, nimmt er mit seinem ungeteilten Ich Anteil, was sein ganzes Leben über so bleiben sollte.

Als 1922 seine erste Gedichtsammlung herauskommt, trägt sie den bezeichnenden Namen: „Durch Leid und Licht“ und einleitend die erwähnte Zeile des 18jährigen, in der er sein Handeln dem Licht — hier wohl als Sauberkeit, Lauterkeit und zugleich als Schöpfungskraft zu deuten — verschreibt.

Sein erster großer Öffentlichkeitserfolg ist sein mehrere Auflagen erlebendes Nehrungsbuch.

Die Nehrung ist sein entscheidendes Naturerlebnis und bleibt die Landschaft seiner Liebe wohl wegen ihrer oft bis ins Bizarre sich steigernden Gegensätze. Wenn er von Nidden schreibt, findet er einmalig zarte Klänge, — — — und sind es die klotzigen Fischer bei Hermann Blode, dem kunstfördernden Wirte, im Krug, wird sein versteckter Humor spürbar und die Sprache wird üppige Karikatur.

Sein Entschluß freier Schriftsteller zu werden, zeugt von seiner innerlichen Klarheit, einmal als richtig Erkanntes ganz zu tun.

Im „Land der tausend Seen“, dem vollendeten Gegenstück zum „Wunder am Meer“, stellt er sich selbst dar und seinen mutigen Kampf.

Auf! Auf, meine Seele,  
und schmiede dir aus der Not der Verzweiflung  
mit dem demantenen Hammer deines Willens  
ein Schwert des Geistes.  
Geist ist Licht.  
Und Licht siegte immer noch über die Finsternis!

Aber immer bleibt der Kampf mit dem Schicksal als einer außerhalb seines Selbst liegenden Macht, die es zu bezwingen gilt.

Erst die große ihm aufgezwungene harte Prüfung der Vertreibung bringt für ihn die Wende: der schwärmende, die Fülle der Schönheit, die ihn umwirbt, kaum noch im Bilde der Sprache in Formen Zwingende, der im Kampf mit Unzulänglichkeiten den Dämonen entgegentretende, unentwegte Sucher nach dem Guten in der Welt, erfährt den großen Umbruch zur Mystik.

Für viele unverständlich, bewirkt der deutsche Zusammenbruch, das Erlebnis der Vertreibung, in ihm eine gewaltige innere Wandlung zur Annahme des Schicksals als einen Teil des Weltablaufs, der Gott und den Menschen zur Einheit werden läßt. Die Trennung des menschlichen Subjekts vom göttlichen Schöpfer löst sich in geistiger Schau zur Einheit.

Man hat bei den Vertriebenen so oft nach dem großen, diesen unbestreitbaren Schicksalsschlag von Millionen beschreibenden Roman gerufen, ohne zu wissen, daß wir in Fritz Kudnigs „Flucht und Einkehr“ ein einmaliges großes Epos dieser Zeit besitzen. Zu wenige kennen es, wenige widmeten ihm den Ernst der sorgfältigen Betrachtung, bevor sie Stellung nahmen, und noch weniger Menschen begriffen, daß hier eine einmalig große, einmalig starke Überwindung des grausigen Geschicks, ohne es zu verniedlichen oder anzunehmen, nein, gerade aus richtiger Einschätzung seines gewaltigen Gewichts für Millionen deutscher Menschen, in einem Einzelnen vollzogen wurde. Im „Wort zuvor“ sagt uns der geborene Königsberger seine politische Meinung, die heute schon wie ein politisches Vermächtnis klingt:

Wehe aber der ganzen Menschheit, wenn ihre Völker, von Führenden verführt, abermals das heiligste Gesetz mißachten, das allen Lebendigen eingeboren, aber so selten erkannt und zum Gesetz des eigenen Handelns gemacht worden ist.

Und fast glaubt man Kants Worte in dichterische Fassung gebracht zu hören, (ich denke an

Es könnte sein, daß die Menschheit reicher wird,  
indem sie ärmer wird und gewinnt, indem sie verliert.)

wenn man bei Kudnig liest:

Was sind zehn und hundert Jahre?  
O — ein winzig Tröpflein Zeit.  
Daß der Gott sich offenbare,  
braucht es eine Ewigkeit.

Die „Unio mystica“, die Vereinigung mit Gott zur Einheit im Geist, wird nun endgültig, wenn er sagt:

Freunde, alles Leid wird Licht,  
wenn wir es tragen als stille Pflicht.  
Wenn wir ihm wie einem Freunde begegnen,  
wird es zutiefst unsere Seele segnen.

An dieser Stelle müssen wir mit Sorgfalt verweilen und in ihn hineinhorchen. Aber dieses, das für ihn Wichtigste, sagt er uns auch in nicht mißzuverstehender Klarheit in „Gottes Lautenspiel“:

Nur Wandlung, nicht ein Ende ist der Tod! —  
O Freunde, wollt an meinem Grab nicht weinen.  
Kann inniger als dort sich Gott mir einen,  
der meines nächsten Lebens Morgenrot?!

(aus „Gottes Lautenspiel“)

Fritz Kudnig will nicht als literarischer Genuß einer Stunde gelesen werden. Das ist vielleicht bei seinen Beiträgen in „Heitere Stremel von Weichsel und Memel“ möglich. Auch ein paar lyrische Dichtungen der vor der Vertreibung liegenden Zeit mögen das erlauben. Aber Fritz Kudnig, den Erforscher und derzeit jüngsten Interpreten Meister Eckharts, selbst Schüler und geistiger Nachfahre eines Jakob Böhme, eines Seuse und Tauler, dem Gott im mystischen Erlebnis eine übernatürliche Erfahrung als Schau in die Seele eingegossen hat, den erwirbt man sich nur, wenn man ihm in Muße mit innerer Bereitschaft begegnet und ihn verstehen und ihm nachdenken will.



Fritz und Margarete Kudnig vor ihrem Haus in Heide/Holstein

MARGARETE KUDNIG

## Leben mit einem Dichter

Besorgte Angehörige und Freunde meinten, das Leben mit einem Dichter könnte einem Hungerdasein gleichkommen oder sogar dem wilden Bohemetum eines Frank Wedekind, so wie man ihn damals sah. Einen Dichter zu heiraten, schien also ein Wagnis, besonders angesichts der großen Entfernung vom Nordseestrand bis zum Ostpreußenland. Aber — ist nicht jede Ehe ein Wagnis? Und warum sollte man dies Wagnis fürchten? Hatte man nicht schon durch den jahrelangen Briefwechsel mit dem unbekanntem Frontsoldaten, durch Liebesgedichte, die doch etwas Besonderes waren im Vergleich zu den Versen sonstiger Verehrer, ja, hatte man nicht schon durch erste Veröffentlichungen Hauptwesenszüge des Menschen und des Dichters erkannt? Seine Liebe zum tätigen Leben, seine Verbundenheit mit der Natur, den weit gespannten Bogen seiner geistigen Interessen, die schonungslose Härte gegen sich selbst und nicht zuletzt die Kraft, durch die Gestaltung eigener, oft schmerzlicher Erfahrungen andern Menschen heilend zu helfen!

\*

Der erste Gedichtband „Durch Leid und Licht“ erschien vor der Geburt des ersten Kindes, zwei bedeutsame Ereignisse, denen weitere folgen sollten, in Form von Büchern und auch von Kindern. Sie verlangten ein gerüttelt Maß an Arbeit, nicht nur in der Küche und an der Schreibmaschine, sondern auch auf dem Gebiet der hohen Kritik, die immer gefordert, immer geprüft, aber natürlich nicht immer anerkannt wurde. Wo käme man sonst auch hin!

\*

Das Lesen eines Gedichtes ist etwas anderes als es vom Dichter selbst zu hören, dem es, besser als manchem Schauspieler, gelingt, den inneren Gehalt zum Ausdruck zu bringen und die Zuhörer in seinen Bann zu ziehen, auch dann, wenn er in einem Verse vielleicht nicht ganz die letzte Reife der äußeren Form erreichte. — Ein anderes ist es aber auch, die Entstehung eines Gedichtes miterleben zu dürfen, ganz gleich, ob dem Dichter bei einer gemeinsamen Wanderung ein paar übermütig-frohe Verse einfielen, die schnell auf einen Fetzen Papier gekritzelt und bald darauf nach einer improvisierten Melodie zusammen gesungen wurden oder ob ihm nach einem zermürenden Arbeitstag im Dienste der Justiz im häuslichen Frieden ein Gedicht in den Sinn kommt, befreiend und erlösend zugleich. Zwei Herrn zu dienen ist nicht leicht für einen, der noch des Vaters altpreussisches Pflichtgefühl als Erbe in sich trägt. Aber — „Der Geist, nicht der Leib macht das Leben aus!“, heißt es im Lied von den Nehrungskiefern.

\*

Mit einem Dichter zu leben, bedeutet, seine Heimat auch mit seinen Augen zu sehen, zu erkennen und — wie könnte es anders sein? — zu lieben! Wer wollte sich da wundern, daß gerade die Gedichte des Nehrungsbuches „Wunder am Meer“ und des Masurenbuches „Land der tausend Seen“, zumeist gemeinsamen Wanderungen entwachsen, einem lieb und wert wurden wie das Land? Wer wollte sich da wundern, daß diese Bücher, in rund 20 000 Exemplaren verbreitet, in ihrer hymnischen Sprache, in der Anschaulichkeit und Vielfalt der Bilder,

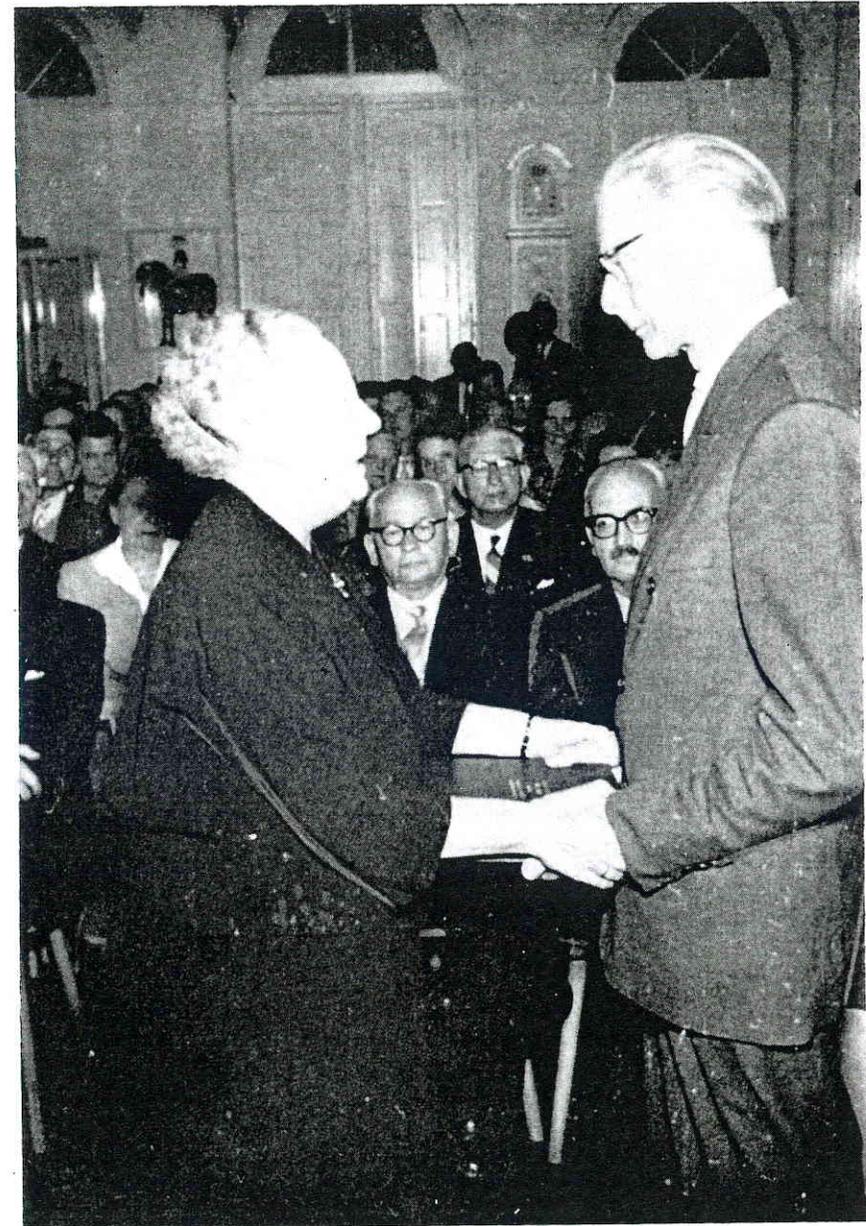
in ihrer Gedankentiefe und der Stärke des dichterischen Ausdrucks jetzt den vertriebenen Ostpreußen ein Stück Heimat bedeuten und daß sie unter den Westdeutschen immer neue Freunde werben für das verlassene Land?

\*

Es wäre kein rechtes Leben mit einem Dichter, wenn seine Freunde nicht auch die eigenen Freunde geworden wären! So war man, fern der Kinderheimat, nie allein, auch wenn es bei uns weder Damenkaffees noch Herrenabende gab. Dafür gab es heiße Dispute und besinnliche Gespräche, nie ermüdende Atelierbesuche mit dem heute noch unvergessenen Terpentinigeruch, und es gab Musik. Und wenn man auch das Glück eines gesegneten hohen Alters bezahlen muß mit dem Schmerz an vielen teuren Gräbern, es bleibt doch die Bereicherung, die man in gegenseitigem Geben und — Nehmen erfuhr, und es bleibt der Dank, der Dank an alle, auch wenn von den vielen nur die ältesten, getreuesten genannt seien: da sind die alten Genossen aus der Junggesellenzeit, die „Malerjungen“ Eduard Bischoff und Jul Schmiscke, durch die man lernte, die Welt mit bewußteren Augen zu sehen und in den Gesetzen ihrer Formen und Farben zu erkennen. Da war Walter Scheffler, der unvergessene, der aus der Heiterkeit seines Herzens die Mauer des Schweigens durchbrach, die eine über 60jährige Taubheit um ihn errichtet hatte, etwas, was seiner Dichter- und Schicksalsgenossin Gertrud Liebisch, die mit so leidenschaftlicher Liebe an ihren masurischen Wäldern hing, nie gelingen wollte. Da waren Herbert Brust, der Komponist des Liedes vom Land der dunklen Wälder, Otto Groke, der Chorleiter und Hans Eggert, der Sänger, — Schöpfer und Interpreten so vieler Kudnig-Lieder, darunter auch Vertonungen von dem Thüringer Gerd Ochs, der nehrungs- und masurenbegeistert wie wir, sein Paddelboot jahrelang im Kudnig-Häuschen stationiert hatte. Da war und ist immer noch Martin Borrmann, der geistige Vater des „Trampendank“, theaterbesessener Dramaturg, während wir, weniger besessen, viele Jahre nur als Berichterstatter wirkten. Ja, und da waren und sind auch heute noch die Schwestern Milthaler, die mit immer neuen Vertonungen aus des Dichtersfreundes Büchern überraschten, die „Königsberger Nachtigallen“, wie Agnes Miegel sie nannte. Und da war Agnes Miegel!

\*

Ja, da war Agnes Miegel, die wie eine Sonne im Mittelpunkt des Dichterkreises stand, eine Sonne, die alle überstrahlte. Für uns brachte erst das gemeinsame Flüchtlingsschicksal trotz der äußeren Entfernung eine nähere innere und briefliche Verbindung. Agnes Miegel war es, die einmal von dem „tiefen Ernst und der stillen Schwermut“ seiner Dichtergabe schrieb und damit zeigte, wie sehr sie Eigenart und Wurzelgrund seines Schaffens erfüllt hatte. Sie war es auch, die ihn als ersten für die Verleihung der vom Tatenhausener Kreis gestifteten Agnes-Miegel-Plakette vorschlug und ihm diese mit den bewegten Worten überreichte: „Wer die Heimat liebt wie Du!“ — Nicht immer sind äußere Ereignisse Höhepunkte im Leben mit einem Dichter, aber diese Feierstunde in Warendorf, sie stellte wirklich solchen Höhepunkt dar. Das Leben mit einem Dichter, es ist nicht nur ein Höhenflug im Licht. Es führt auch durch die Schatten des Daseins, die ein Dichter wohl stets doppelt schwer empfindet und darum oft auch in grausamer Härte gestalten wird. Die bohrende Sorge um Heimat und Vaterland fand ihren Niederschlag in den großen Gedichtzyklen „Von Opfer zu Opfer“, „Flucht und Einkehr“ und als letztes „Das begrabene Herz“, eine



Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette an Fritz Kudnig im Jahre 1959 in Warendorf

## AUS LEBEN UND WERK

### I.

Auseinandersetzung des über 80jährigen mit den schwierigen Problemen der heutigen Zeit. Leider konnte dieses Werk, in dem der Dichter noch einmal zu den freien Rhythmen seiner Jugend zurückfindet, als Ganzes noch nicht veröffentlicht werden.

\*

Nein, das Leben mit einem Dichter ist nicht immer ein Höhenflug. Doch auch die dunklen Wege sind Wege der Gemeinsamkeit. Leicht war es nicht, eine fünfköpfige Familie durchzubringen, besonders nach dem Versuch, der inneren Berufung wegen den äußeren Beruf aufzugeben. Doch muß hier gesagt werden, daß durch die Gemeinschaft mit dem Dichter die eigene, von einem bäuerlichen Urahnen ererbte Erzählfreudigkeit geweckt und immer neu angeregt worden ist. So wurden denn auch, bald nach der Vertreibung, in der alten Heimat die mehr als 300 Lesungen und Vorträge zu Höhepunkten wahrhaft beglückenden Erlebens und zu ebenso beglückenden Begegnungen mit den ostpreußischen Landsleuten.

\*

So wenig der Begriff „Heimatlidter“ abgewertet werden dürfte, so sehr darf hier betont werden, daß Fritz Kudnig nicht „nur“ ein Heimatlidter ist. Davon zeugen seine zeitkritischen Gedichte, seine weltanschaulichen und politischen Aufsätze, und davon zeugt die Inbrunst seiner religiösen Verse, die in den Bänden „Gottes Lautenspiel“ und „Seliges Gotteslied“ oder die in esoterischen Zeitschriften erschienen sind. Davon zeugt aber vor allem die große Arbeit über den mittelalterlichen Mystiker Meister Eckehart, über die Dr. Schulze-Maizier, Kommentator der Eckhart-Ausgabe des Inselverlages schrieb: „ . . . Ich glaube sagen zu dürfen, daß Ihre Arbeit eine kongeniale, sachlich richtige und in gutem Sinne aktuelle, weil um zeitgemäße Gegenwartigkeit bemühte Leistung darstellt . . .“

\*

Wie dürfte man, auch wenn man über 50 Jahre mit einem Dichter gelebt hat, von sich behaupten, daß man ihm auf allen seinen Gedankengängen folgen könnte. Man ist wohl auch zu befangen und darum weder befähigt noch befugt, eigene Werturteile abzugeben. Man hat aber doch das Recht und vielleicht auch die Pflicht, Rechenschaft abzulegen über das unentwegte Bemühen eines nun alt gewordenen Mannes, seiner Heimat und seinem Volk zu dienen, nach bestem Wissen und Gewissen und in den Grenzen, die einem jeden gesetzt sind. Ja, wer mit einem Dichter lebt, darf auch für ihn zeugen, der jede Forderung an andere auch an sich selber stellt, der sich als Stimme unter vielen anderen fühlt, ein steter Mahner und Rufer, immer in der Hoffnung, daß seine Stimme nicht ganz ungehört verhallen möge!

Als Fritz Kudnig am 17. Juni 1888 in Königsberg/Pr. geboren wurde, war sein Vater noch Wachtmeister bei den Wrangel-Kürassieren, und die stets spiegelblanken, kniehohen Schaftstiefel, der blitzende Küräß und der silbern schimmernde Helm, dazu die scheinbare Allgewalt auf dem Kasernenhof, wurden für das Kind zum Inbegriff einer manchmal Furcht erweckenden, aber immer ehrfürchtig bewunderten Vaterfigur. Die Mutter, voll Liebe und Güte, glich in ihrer nie ermüdenden Geduld dem „Grossche“, dessen Bauernhof in Deutschendorf, Kreis Pr. Holland, zum Ferienparadies des zu einem echt ostpreußischen Lorbaß heranwachsenden, abenteuerlichen Jungen wurde.

### Wasser- und Feuerfreuden

Es wird jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß es für mich eine gewaltige Freude war, als ich eines Tages die lange ersehnten Stulpenstiefel geschenkt bekam, die immerhin ein kleines Spiegelbild von Vaters immer glänzend gewachsenen Kürassierstiefeln darstellten. Dem Vater aber bereitete es durchaus kein Vergnügen, als ich meine Prachtstiefel bald darauf böse versaut heimbrachte, nachdem ich versucht hatte, die Tiefe eines Baches damit auszuloten. Der Bach war wesentlich höher als meine Stiefel gewesen und hatte diese überflutet und bis obenhin mit Wasser gefüllt.

Daß mein von der letzten Prügel immer noch blau geflecktes Hinterteil plötzlich eine ansehnliche Anzahl neuer Flecken ansetzte, lockte meinem Mutterchen ungezählte Mitleidstränen ab, die meinen Vater aber nicht ebenfalls zum Weinen verführten. Er war ja Soldat, sogar ein besonders tüchtiger, und hielt nicht das mindeste von antiautoritärer Erziehung verwahrloster Jugend.

Wie ich immer schon für Wasser geschwärmt hatte, gleich, wo es für mich zu finden war, so schwärmte ich auch für das feurige Element. Der von meiner lieben Mutter hundertmal hergesagte Spruch: „Messer, Gabel, Schere und Licht — nehmen artige Kinder nicht!“ gilt ja, wie der Text einwandfrei beweist, nur für artige Kinder. Von solchen hatte ich damals noch keine rechte Vorstellung. Ich nahm ja auch gar kein Licht, wenn ich bei günstiger Gelegenheit mit einem langen hölzernen Kochlöffel, mit Großvaters schönem Spazierstock oder mit einem andern, dazu besonders geeigneten Möbelstück im Ofenfeuer herumstocherte!

Doch einmal wurde diese für mich so herzerfreuende Stocherei im wahrsten Sinne recht brenzlich. Auch meine Schwester Grete war nämlich von der gleichen Leidenschaft für Feuer besessen wie ich. Leider hatte sie wesentlich längere Haare als ich. Und da sie in der Entfernungsschätzung nicht so sicher war, wie es uralte Pfadfinder und Soldaten zu sein pflegen, hatte sie, während sie mir bei

meinem Feuerwerk neugierig über die Schulter guckte, die Entfernung zwischen sich und dem prasselnden Ofenfeuer offenbar unterschätzt. Denn plötzlich stand ihr Kopf in hellen Flammen! Das war selbst für mich, der ich schon viel Erregendes erlebt hatte, ein so furchtbarer Anblick, daß ich wie ein Wüstenlöwe zu brüllen begann. Glücklicherweise war meine Mutter in der Nähe. Sie wickelte meine brennende Schwester blitzschnell in eine Wolldecke und rollte sie auf der Erde hin und her. So gelang es, die Feuersbrunst zu löschen, bevor meine Schwester vollständig eingeäschert war.

Diese sah nach jenem Vorfall wie ein Strauchdieb aus; zum mindesten wie ein Strauchbesen. Sie bildete den unerschöpflichen Gesprächsstoff für die gesamte erwachsene Nachbarschaft, für die unerwachsene aber ein Schaustück ersten Ranges. Daß ich — der Fabrikant dieser Sehenswürdigkeit — für meine Tätigkeit von der Tatkraft meines Vaters wieder einen sehr handgreiflichen Beweis erhielt, fand ich diesmal ganz in der Ordnung.

Das fand ich bei folgender Gelegenheit durchaus nicht. Eines Tages war meine Base Anna aus Tiegenhof zu Besuch gekommen. Sie brachte, wie immer, wenn sie aus diesem weit berühmten Geburtsort des Machandelschnapses kam, eine ganze Literflasche dieses kostbaren Getränkes als Gastgeschenk mit. Ich selber hatte für dieses Getränk glücklicherweise noch kein Verständnis, also auch keine Verwendung. Um so eifriger war mein Vater in den kommenden Tagen mit der sachgemäßen Verwertung dieser zauberhaften Flüssigkeit beschäftigt. Das hatte für mich die erfreuliche Rückwirkung, daß er dann stets in rosiger Laune war. Sein Schnurrbartbarometer, Muster Kaiser Wilhelm II., stand ständig auf Schön. Selbst meine tollsten Streiche übersah er in seiner Rosenstimmung in wahrhaft fürstlicher Großmut; mit einer Ausnahme und das war diese: Meine Base Anna war ein wirklich fesches Mädchen. Das stach mir damals aber noch nicht so sehr in die Augen wie die lange Brennschere, mit der sie ihres Hauptes schimmernde Schönheit an jedem Morgen herstellte.

Als sie eines Tages mit ihrem wundervollen Lockenschopfe siegesbewußt in die Stadt gerauscht war, benutzte ich die günstige Gelegenheit, auch meine Schwester Grete einmal so schön zu machen, wie Base Anna es immer war. Ich zündete, fachkundig, zunächst den Spirituskocher an, auf dem die Brennschere vor dem Gebrauch erwärmt werden mußte. Dann begann ich das Haupt meiner Schwester zu bearbeiten.

Leider hatte ich übersehen, daß meine Base die Brennschere immer nur bis zu einem gewissen Grade erwärmte. Ich hatte sie überhitzt. Und als ich nun mit dem dunkelrot glühenden Eisen im Haar meiner Schwester herumfuhrwerkte, entstanden dort seltsamerweise keine Locken wie bei meiner schönen Base Anna; da entstand ein Gestank, der noch fürchterlicher war als der, der entstanden war, als ich früher einmal meine nassen Stiefel zum Trocknen auf den heißen Herd gestellt hatte, wo sie nahezu verkohlten.

Der auffallende Geruch brachte mich bei meiner Brennschearbeit plötzlich auf den Gedanken, daß ich die Sache wohl nicht ganz richtig gemacht haben mußte. — Dies fand auch sofort mein jählings wie aus dem Boden gewachsener Vater heraus. Aber die Tracht Prügel, die ich dann bezog, erschien mir schon aus dem Grunde unangebracht reichlich, weil ich meiner Schwester doch nur den halben Kopf abgesengt hatte. Die rechte Seite ihres mächtigen Haarschopfes stand nach wie vor in voller Blüte.

## Madam Rollitzky

Ein besonderer Freudentag während meiner Schulferien in Deutschendorf war es immer, wenn an jedem Sonnabend aus der fernen Kreisstadt Mühlhausen Madam Rollitzky, die wohlgerundete Bäckerfrau, bei uns einkehrte. Unser Dörfchen besaß damals noch keinen eigenen Bäcker. Also sah man Madam Rollitzky immer wie einem Festgeschenk entgegen. Denn sie brachte neben goldfrischen Semmeln natürlich stets auch besonders leckere Dinge, Zuckerkringel, Butterfranzbrote, Schnecken und süßbepuderte Lebkuchen und was es sonst noch an städtischen Herrlichkeiten gab.

Zwölf Kilometer weit hatte sie ihr Backwerk bis zu uns zu schleppen, wenn sie nicht zufällig durch einen freundlichen Kutscher unterwegs mit aufgeladen wurde. Sie trug ihre Kunstwerke in zwei riesigen Körben, an denen ein gewöhnlicher Sterblicher sich krumm und bucklig geschleppt hätte. Sie war aber nach solcher Wanderung immer noch fidel wie ein Laubfrosch, selbst wenn sie sich auf ihren hölzernen Klotzkorken durch Wind und Regen, durch Schnee und Eis hatte durchkämpfen müssen.

Wie oft kam sie pudelnaß und steifgefroren, aber mit leuchtend roter Nase und dem lachenden Gruß: „Na, denn gudde Morje auchche, meine Lieben!“ ins Zimmer gepoltet. Und dann war es Ehrensache, daß Grossche ihr einen Topf heißen Kaffee vor die Nase hielt und sie selbst auf die Ofenbank setzte, um sie etwas aufzutauen. Eine ganze Wasserlache stand dann manchmal um sie herum auf den Dielen. Sie aber saß strahlend darüber und machte Witze über ihr Schwimmbassin. Ihr Mann war tot, wie es hieß. — Böse Zungen allerdings wollten behaupten, daß sie einen richtigen Ehemann wohl nie besessen hätte. Auf alle Fälle hatte sie zwei Töchter, beide noch jünger als ich, aber ebenso quicklebendig wie die Mutter. Diese selbst war stets in einer Stimmung wie auf einem Witwenball und wirkte auf ihre Zuhörer wie ein wahres Lebensclezier. Ihre Lustigkeit spiegelte sich sogar in ihren dicken, knallroten Wollstrümpfen, die sie im Winter wie im Sommer trug. Natürlich waren es selbstgestrickte, also unverwüstlich, und sie leuchteten bereits aus der Ferne, wenn Madam Rollitzky auf der Landstraße sichtbar wurde.

Wenn Madam Rollitzky im Sommer ins Dorf kam, kehrte überall Fröhlichkeit ein. Nicht selten hakte sie mitten auf der Dorfstraße die beiden riesigen Semmelkörbe von der Pede ab, stellte sie beiseite, holte ihre Mundharmonika vor und zauberte auf diesem gräßlich verstimmt Blechkasten Töne hervor, daß selbst den entferntesten Dorfköttern sich die Haare sträubten — und daß auch sie, ihrer Stimmung entsprechend, in diesem herrlichen Dorfkonzert mitzuwirken begannen.

Das war für die gesamte Jugend das Zeichen, sich lachend um die lustige Semmelfrau und ihre beiden Töchter zu scharen. Jeder brachte sein Tanzbein mit und schwang es mit einer der beiden Rollitzkysprößlinge oder sonstwem auf dem Dorfanger. Selbst Vier- und Fünfjährige wirkten dabei mit fliegenden Haaren strahläugig mit.

Die Höhe des Festes war stets, wenn Madam Rollitzky ihre Röcke anhob und sich diese mit einem Bindfaden fest um den drallen Leib band, so daß sie in

der Höhe des Nabels ringsum einen Kleiderwulst von der Dicke einer Wäschedrehrolle hatte. Denn sie trug, im Sommer wie im Winter, nur dickes, selbstgewebtes Leinenzeug und mindestens zwei stramme Unterröcke darunter. Mit dieser Drehrolle um den Bauch legte sie, während sie selbst die Mundharmonika blies, einen Krakoviak auf den Dorfanger, daß es nur so rauschte.

Als Grossche Madam Rollitzky einmal fragte, warum sie bei ihrer Aufsehen erregenden körperlichen und geistigen Frische nicht wieder heirate, antwortete sie strahlend: „O Gottche, öck nochmoal heirate? O nei, o nei! Da missd ja woll selbst dem Deibel sein Großmutterche dem Lachkrampf oder womeeglich noch e Kindche krieje. Und das wär bei ihrem Alter doch vleicht zu lebensgefährlich!“ — — —

## II.

Mit Beginn der Schulzeit siedelte die Familie in die reizvoll an der Passarge gelegene alte Hansestadt Braunsberg über, wo dem begabten Ältesten trotz des geringen Einkommens der Besuch des Gymnasiums ermöglicht wurde. Durch den starken Einfluß des Katholizismus und durch eine frühe Begegnung mit dem Judentum wurde schon in dem Schüler ein großes Interesse für religiöse Fragen wach. Braunsberg war auch der Schauplatz seiner ersten Liebe, die mit aller jugendlichen Inbrunst erlebt und erlitten wurde und mit dem Bedürfnis zur Aussprache auch den Drang zur dichterischen Gestaltung weckte. Diese sich schon so früh offenbarende Kraft zur Liebes- und Leidensfähigkeit sollte über alle anderen zukünftigen Bindungen hinaus zu einer alle lebenden Wesen der Erde, ja, auch das Göttliche umfassenden All-Liebe führen.

### D U

Nun ist dein lieber Leib ein Dankgebet,  
voll Heimlichkeit wie ein besätes Beet,  
in dem sich bald die Werde-Wunder regen.  
Nun ist dein Herz oft trunken wie von Wein  
und trinkt den Segen seines Daseins ein  
wie Erde einen ersten Frühlingsregen.  
Und meine Hände, sonst so hart und rau,  
sind nun so zart wie Blumen auf der Au,  
wenn sie sich segnend um die Stirn dir legen.



Die Mutter des Dichters

### MUTTER

Du, die du unter Schmerzen mich gebarst,  
die du der Urquell meines Wesens warst,  
wie soll ich dir von meiner Liebe sagen?  
Was ich auch sagen könnte, scheint versiegelt.  
Wo gäbe es ein Wort, das ganz dich spiegelt  
und deine gotterfüllte Tiefe zeigt,  
aus der, oft schmerzvoll und doch ohne Klagen,  
das Wunder deines stillen Wirkens steigt?

Aus der Sammlung: Die Liebe aber . . .

## EINMAL

Du bist durch mein Leben gegangen  
wie ein Komet . . .  
Doch dein Licht, das sich in mir verfangen,  
immer nun mit mir geht.

Und es bleibt auch die leise Trauer,  
die Trauer in Herz und Gesicht  
aus dem Wissen: das Leben ist Mauer,  
ist Mauer um uns und Verzicht. —

Einmal aber werden auch wir es wohl lernen:  
Verzichten ist nimmer nur Opfer und Leid.  
Es ist auch der Dornenweg zu den Sternen,  
zum Mutterschoße der Ewigkeit.

## EIN LÄCHELN

Ein Lächeln schwebt vorüber,  
das Lächeln einer Frau.  
Und während ich darüber  
noch sinne, blühen blau  
und licht und still wie Kerzen  
Glücksblumen mir im Herzen  
und danken jener Frau.

Aus der Sammlung: Die Liebe aber . . .

## III.

Auch die Natur wurde in diese allumfassende Liebe des jungen Dichters einbezogen. Da es glücklicherweise an den äußeren Möglichkeiten fehlte, die Landschaft mit dem Auto oder dem Moped zu durchrasen, wurde die Heimat mit der Mandoline im Arm oder auch auf dem Fahrrad immer noch in liebevoller Geruh-samkeit erwandert.

## NEHRUNGSELCH

Er steht wie aus Stein gehauen im Erlenhain.  
Das goldlichte Grün umgibt ihn wie Heiligenschein.  
Stumm schaut er dich an; doch es scheint fast,  
er sähe dich nicht.

Oder lauscht er durch dich hindurch, was die  
Welt-Seele spricht?

Er kennt keine Scheu, steht furchtlos jenseits der Zeit:  
gewaltiger, urhafter König der Einsamkeit,  
ein Herrscher im Wald, auf den Dünen, im Meere des Lichts.  
Was bist du ihm, Mensch? — Ein Hauch wie der

Wind, ein Nichts! —

Aus: Das Wunder am Meer

## Wie ich zu meinem Nehrungs-Buche kam

Immer wieder bin ich gefragt worden, wie ich zu meinen Nehrungsgedichten gekommen sei. — Ich glaube, alles, was geschieht, ist Geschick. Wir werden vom Schicksal gerade dahin gestellt, wo wir etwas unserem Wesen Entsprechendes zu erfüllen haben. Und so ist es wohl auch mit meinem Nehrungsbuche gewesen. Ich hatte mit Mühe und Not — denn mit Paragraphen habe ich mein Leben lang nur ungern zu tun gehabt — im Frühjahr 1910 mein Examen als königlich-preußischer Gerichtsaktuarium bestanden, da wurde ich von dem allgewaltigen Rechnungsdirektor des Königsberger Oberlandesgerichts gerufen und gefragt, an welches Gericht ich nun wohl am liebsten möchte. Es war seit langem bekannt, daß dieser Herr fast immer genau das Gegenteil dessen tat, was man selber wünschte. Aber obwohl ich das wußte, besaß ich die Kühnheit, zu sagen: „Nach Memel, Herr Direktor!“

„Und weshalb gerade nach Memel? Weil es dort so viele Kneipen gibt?“ „Nein, ich bin Naturmensch und kann ohne Wald und See nicht leben!“ Der Gestränge lächelte, was er nur sehr selten tat, und meinte — und ich empfand es fast wie väterliche Güte in seinen Worten: „Nun, sterben sollen Sie mir nicht gerade. Mal sehen. Sie dichten ja auch, nicht wahr? Aber machen Sie mir nicht noch einmal solchen Unfug wie neulich in der Hartungschens Zeitung, mein Lieber. Sonst bullert's!“

In jener Zeitung hatte ich kürzlich ein paar „Gedanken“ veröffentlicht, darunter auch diesen: „Der Mann gilt mir, nicht sein Stand. Vor einem Schuhmacher, der in seinem Handwerk ein Künstler ist, habe ich mehr Achtung, als vor einem Minister, der schlechte Staatsverträge schließt.“

Während mein Vater, der immer ein bißchen Revolutionär war, seinen Spaß an dieser Frechheit gehabt hatte, war mir von meinen Arbeitskameraden geweis-sagt worden, man würde mich nicht zum Examen zulassen. Ich stand, als ich jenes „Verbrechen“ begangen, ja noch in der letzten Ausbildung als königlich-preußischer Justizanzwärtler!

Nun, das Examen lag ja nun hinter mir. Damit nicht genug: Ich saß schon wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Herrn Rechnungsdirektor beim Amtsgericht Memel mit dem Auftrage, die dortigen Grundbücher zu berichtigen. Dafür war von oben her etwa ein halbes Jahr vorgesehen. Doch von unten her sieht sich manches ganz anders an. Ich tat natürlich meine Pflicht, machte aber keine besondere Anstrengung, dabei in Schweiß zu geraten, so daß meine Arbeit beinahe doppelt so lange dauerte. In meiner Aktentasche aber stak nachmittags immer schon meine Abendbrotstulle. Und mit ihr und einem fröhlichen Herzen ging es fast täglich auf der nahen Fähre über das Kurische Haff zur Nehrung hinüber. Im dortigen Kurhaus hat man mich selten gesehen. Jeder laute Betrieb war mir schon damals zuwider. Ich suchte die Stille der Natur. Sie ist der Brunnquell des Schöpferischen. So erlebte ich in der großen Einsamkeit jenes wunderbaren Landes zwischen Haff und Meer täglich von neuem die innige Gemeinsamkeit mit dem Schöpfer und allem Geschaffenen. Diese einsamen Wanderungen in Wald und Dünen, am Haff und am Meer gehören zu den tiefsten Tagen meines Lebens.

Einundzwanzig Jahre war ich alt. Und verliebt war ich auch. Aber sie liebte mich nicht, spielte wohl nur mit mir. Fast sieben Jahre trug und litt ich an dieser Liebe. Warum soll ich dies nicht auch öffentlich einmal beichten, nachdem ich es damals nur vor meiner guten Mutter tat, die mit mir litt?

Diese unglückliche Liebe aber ist es wohl gewesen, die mich zum Dichter eigentlich erst gemacht hat. Liebe, auch unglückliche, ja, gerade sie — wie all unser Leid — ist immer schöpferisch. War es so verwunderlich, war es nicht vielmehr tief sinnvoll und bedeutsam, daß nun die gewaltige Gottesnatur der Nehrung meine heimlich Geliebte wurde, meine selig Geliebte?

Aus meinem kleinen, ichbedingten Herzeleid war ein namenloses Glück, eine allumfassende Liebe geworden! Und so umfing meine junge Seele nun jeden Baum, jedes im Winde wiegende Dünengras, jede sonnevergoldete oder mondversilberte Wolke im Himmelsblau in liebender Inbrunst. — Doch oft war auch der harte Sturm mein Gefährte. Und wenn er die knorrigen Kiefern bog und zauste, wenn das aufgewühlte Meer in rauschender Brandung den Strand berannte und an der schmalen Vordüne nagte und zerrte und sie mit dem Tode bedrohte, gerade dann sang ich dem Leben meine stärksten Lieder.

Manchmal bin ich am Wochenende im Mondenschein noch bis Schwarzort gewandert, wo ich im hohen, raunenden Walde oder mitten in den windumkosten Dünen übernachtete, vom bestirnten Himmel überdacht. — Dort in Schwarzort erlebte ich die erste, ebenso erregende wie beglückende Begegnung mit einem Nehrungselch. Und dort stand ich auf dem ragenden Blocksberg, Wald, Düne, Haff und Meer zu meinen Füßen, wie ein selig Berauschter. Immer in solchen gnadenvollen Augenblicken wurden mir meine Lieder geschenkt!

Immer aber, wenn ich nun an dieses Paradies nur denke, aus dem wir gewaltsam vertrieben wurden, schnürt es mir heute die Kehle zu. Und dann vermag nur der Gedanke das Herz zu trösten, daß Geschichte nicht nur durch irdische Mächte gemacht wird. So wollen wir jenen sinnvoll in und über uns waltenden Mächten, die noch um Recht und Gerechtigkeit wissen, mehr denn je vertrauen. Wenn wir im Rechte sind — ja, wenn wir im Rechte sind, was kein Staatsvertrag, keine irdische Macht entscheiden kann, wird uns eines Tages Gerechtigkeit werden. Nichts ist so sicher wie dieses unerschütterliche geistige Gesetz. Wir wollen ihm nur keine Zeit vorschreiben. Denn es ist das Gesetz der Ewigkeit.

#### NEHRUNGSFISCHER

Sie riechen nach frischem Wasser, nach Tabak und Tran und Teer.  
Ihre Schultern schaukeln beim Gehn wie ein Schiff  
auf dem hohen Meer.

Ihre Schädel sind eckig und hart, wie aus Stein gehauen.  
Doch ihre Augen so hell wie die Himmel blauen.

Die Stirnen sind dunkel von Runzeln und Runen verbaut.  
Verschwiegene Nöte liegen dahinter verstaut.  
Aber schon aus den herben Lippen kannst du es lesen,  
daß es noch immer gerade zu schaffen gewesen.

Da wirst du vor diesen Riesen so lächerlich klein . . .  
Jetzt weißt du erst ganz, was es heißt, ein Kerl zu sein  
und stehst vor den knorrigen Burschen, den wetterbraunen,  
beinah in geheimer Ehrfurcht und heiligem Staunen.

Doch wenn nun aus ihren Augen das helle Blinkfeuer springt,  
dann ist es, wie wenn ihre Kraft dir ins Herzblut dringt;  
wie wenn dir die Knochen im Leibe plötzlich zu wachsen beginnen.  
Du mußt dich, wahrhaftig, ordentlich recken und gehst,  
neugeboren, von hinnen.

#### VIELLEICHT AUCH ICH — —

Die schwarzen Fischerboote stehn wie tot  
und schauen wie versteinert auf die Flut,  
auf der das letzte Abendsonnenrot  
wie eine Fackel glüht, getaucht in Blut.

Noch brennen Wolken überm Himmelsrand.  
Die grünen Wogen hell vergoldet stehn.  
Doch grau und immer grauer wird der Strand.  
Bald wird mein Weg nun in die Nacht eingehn.

Die Nacht jedoch ist reich und sommerwarm.  
Ich fühle froh, es werden sicherlich  
noch viele junge Menschen, Arm in Arm,  
ihr Glück heut finden; und — vielleicht — auch ich.

Aus: „Das Wunder am Meer“

#### IV.

Die Erfahrungen des ersten Weltkrieges machten aus dem von Idealen erfüllten Freiwilligen einen kritischen Beobachter und einen ruhlosen Kämpfer gegen die Wirrnisse und Korruptionserscheinungen der Inflationszeit.

#### DIE BRENNENDEN HÖFE

Was brennt in den Dörfern fast jede Nacht?  
Ein Hof, den ein Wucherer arm gemacht.  
Wer legte den Brand an der Scheune an? . . .  
Frag den Bauern. Vielleicht, daß er's sagen kann.  
Vielleicht, daß er's weiß, doch er sagt es dir nicht.  
Die Verzweiflung nur sagt es in seinem Gesicht.  
Dann geh, wenn du Mut, und verrat's dem Gericht . . .

Aus der Sammlung: „Von Opfer zu Opfer“

## BLIND IM LAZARETT

Am Fenster, im schönsten Sonnenschein, liegt er und  
fühlt es nicht.

Versteint sein Gesicht,  
versteint sein Mund;  
denn die Augen sind  
blind  
und starren ins Nichts,  
unangerührt selbst durch die Güte des Lichts.

So liegt er am Tage, jedoch in der Nacht,  
wenn alle schlafen und draußen der Sturm  
im nahen Forste lärmt und kracht,  
dann wimmert er leise, dann krümmt er sich wie ein Wurm,  
auf den ein Wanderer unversehens getreten.  
Und manchmal klingt es wie Männerbeten  
dicht vor dem Sturm im vordersten Schützengraben,  
wenn alle ihr letztes Stündlein besprochen haben.

Oft schrillt auch ein gräßlicher Wahnsinnsschrei.  
Dann fahren die Nachbarn aus ihren Betten,  
wie wenn sie von Mördern geträumt alle hätten,  
seh'n sich nach dem am Fenster um  
und werden, wie auf Kommando, stumm. —

## VERSAILLES

Freunde, Freunde, verhüllt das Gesicht.  
Das ist des Himmels grauses Gericht.  
Blutige Schmach brach in Deutschland ein:  
die welschen Heerscharen lauern am Rhein.

Die Sklavenpeitschen knallen auf's Fell  
dem deutschen boche, dem verfluchten Rebell.  
Auf der Kölner Brücke, welch grausamer Witz!,  
auf der Kölner Brücke droht welsches Geschütz.

Wir aber tanzen im Höllenbrande!  
Wir tanzen in unserem Sklavenlande  
die Tänze der Welschen im Lichterglanz.  
Zum Himmel kreischt die Dissonanz.  
Und keiner empfindet das alles als Schmach und Schande?!

## MEIN DEUTSCHLAND

Ich sah deine Lande vom Pregel zum Rhein.  
An allen Wegen hockte der Herbst.  
Fahl färbte der Herbe das Laub aller Bäume.  
Die duftenden Felder jedoch, die schwarz und braun,  
von Pflügen durchfurcht, in der Sonne lagen,  
bargen die Saat schon im Schoße,  
das ewige Leben.

In Dörfern und Städten gingen die Menschen,  
die einst sich zerfleischten,  
der Arbeit nach.

Die toten Fabriken waren erwacht  
und schafften Brot  
und schwangen die mächtigen Rauchfahnen  
hoch in den Lüften.

Zuchtvoll marschierten,  
wie die Väter, als sie noch Feldgrau trugen,  
Jungen und Mädels mit hellem Gesang.

Da sprang auch mein Herz,  
mein altes Soldatenherz, auf  
und sang mit der Jugend  
von Not und Tod und ehernem Trotz  
im Kampf um das Leben des Vaterlandes,  
dem alle nun dienen mit schaffenden Händen,  
mit Geist und Seele,  
mit Herz und Hirn.

Aus der Sammlung: „Von Opfer zu Opfer“

## Mein Postbote

Mein Postbote kommt, wie immer sehnlich erwartet. Trägt er nicht in seiner großen Ledertasche so etwas wie mein tägliches Geschick: Annahme oder Ablehnung einer Arbeit?! Sein Kommen ist also immer ein wenig erregend für mich und die Meinen. Aber gleich, was er bringt, fast stets zeigt sein Antlitz ein frohes Lächeln.

Heute jedoch ist mein Postbote kaum wiederzuerkennen. Ein tiefer Ernst verschattet sein von silbergrauen Haaren umrahmtes Gesicht, als er mich, kaum im Zimmer, hastig fragt: „Wissen Sie schon von dem Unglück, das heute früh ganz in Ihrer Nähe geschehen ist?“

„Nein, was ist es denn um's Himmels willen“, frage ich. Und jetzt scheint mein eben noch so sonnenlichtes Zimmer plötzlich in grauer Dämmerung zu liegen.

„Nun, denken Sie sich“, antwortet mein Postbote erregt, „da hat doch ein junger Mensch seine Frau, sein Kind und schließlich sich selbst erschossen. Es ist nicht auszudenken.“

„Ja, aber warum denn nur?“, frage ich ergriffen.

„Wer kann das wissen“, erwiderte er. „Die Kriminaler sind schon dagewesen. Da wird es wohl bald herauskommen, was die armen Menschen in den Tod getrieben hat.“

Und als ich nicht gleich eine Antwort weiß und nur, etwas hilflos, den Kopf schüttele, fährt er fort, und es klingt ein harter Groll gegen das Leben in in seinen Worten: „Sagen Sie selbst, ist unser ganzes Dasein nicht ein großer Dreck? Lebt man nicht nur, um einmal elend zu verrecken?“

„Wie man's nimmt“, sage ich bedachtsam. „Mancher stirbt, wie er gelebt hat: als eine hohle Nuß. Alle sterben so, die nur sich selber gelebt haben. Doch es gibt immer auch Menschen, die sich nicht nur besinnungslos ausleben, die vielmehr etwas in sich hineingelebt, ich meine, die sich so etwas wie einen inneren Schatz erworben haben.“

„Na, das haben Sie ja sehr schön gesagt“, antwortet mein Postbote, nicht ohne leichten Spott in der Stimme. „Wirklich sehr schön. Aber was nützen uns denn solche Schätze, wenn wir schließlich sterben, he?“ „Man sollte doch nicht immer gleich nach dem Nutzen fragen, Lieber. Im übrigen stirbt ja, wenn unser Leib zerfällt, nicht auch unsere Seele und das, was sie im Leben geschaffen hat. Ist nicht jeder tiefere Gedanke, jedes ernste Wort und Werk ein gutes Samenkorn, das auch nach unserem Tode noch zu wachsen vermag, in unseren Kindern und in anderen Menschen, die uns nahestehen? — Doch ich möchte noch etwas weiter denken. Sehen Sie, auch die Natur stirbt im Herbst. Aber jeder Frühling erweckt ihre Seele zu neuem Leben. Soll unsere eigene Seele geringere Lebenskraft besitzen, obwohl sie die höchstentwickelte auf unserem Planeten ist? Unmöglich! Wie die Seele der Natur nach ihrem winterlichen Scheintode in der erwachten Erde wieder wundersam zu schaffen beginnt, so kehrt auch unsere Menschenseele nach ihrem scheinbaren Tode eines Tages in neuem Kleide zur Erde zurück. Dessen bin ich gewiß.“

Mein Postbote lächelt ob meiner Gewißheit: „O, das haben Sie sich ja ganz großartig ausgedacht. Aber wie wollen Sie denn das alles beweisen?“

Ich lächle ebenfalls. „Beweisen? Nein, beweisen kann ich das nicht. Das haben Größere als ich bereits vor Jahrhunderten durchforscht und erfahren und in Worten und Werken verkündet. — Wir aber denken viel zu wenig über die großen Rätsel der Natur und noch viel weniger über uns selber nach. Und wenn der junge Mensch, von dem Sie sprachen, etwas von den Gesetzen geahnt hätte, die in der Welt wie auch im Menschen wirken, dann hätte er seine furchtbare Tat nie getan. — Ich bin überzeugt, daß das Leben uns irgendwann immer wieder vor die gleichen Fragen und Aufgaben stellt, wenn wir uns ihm durch eine Flucht in den Tod oder sonstwie entzogen haben.“

Mein Postbote, der mir immer aufmerksamer gefolgt ist, fährt sich über die feucht gewordene Stirn und sprudelt heraus: „Ich hab' es ja nie recht verstehen können. Und doch habe ich es selber einmal erlebt. daß die Seele ein seltsames Wesen ist. Ich war noch jung, vielleicht zwanzig Jahre alt. Es war im Pferdestall auf unserm Hof in Masuren. Wir hatten ein paar Gäule, von denen mir noch nie etwas Böses geschehen war. Eines Tags aber kriegte der eine den Rappel,

bäumte sich auf und schlug mir mit aller Gewalt den Huf in die Magengegend. Ich bin wie ein Mehlsack hingehauen und hab' fast zwei Stunden bewußtlos gelegen, wie man nachher erzählte. Doch plötzlich spürte ich etwas in meinen Füßen strömen. Es war ein ganz scheußliches Gefühl. Und mein erster Gedanke — ich weiß es, als wäre es erst gestern geschehen — mein erster Gedanke war: Nun holen sie mich zur Erde zurück! Ich wehrte mich innerlich dagegen. Denn da drüben war eine so tiefe, beglückende Stille über mich gekommen, und ein Licht, ein so wunderbares Licht war um mich gewesen, wie es auf der Erde nichts Ähnliches gibt. Glauben Sie nicht auch, daß ich damals schon in einer anderen Welt gewesen bin?“

„Andere Welt ist nicht ganz richtig“, erwidere ich. Es gibt nur eine Welt. Aber sie hat verschiedene Ebenen. Und ich möchte meinen, daß Ihre Seele nach jenem furchtbaren Hufschlag bereits einen Blick in eine dieser höheren Ebenen getan hat.“

Die Augen meines Postboten werden immer größer und erregter, als er nun weiterspricht: „Eben fällt mir noch etwas anderes ein. Das muß ich Ihnen schnell noch erzählen. Ich war ein junger Beamter, vielleicht dreißig Jahre alt, und ich wohnte noch in Patersort, dicht am Frischen Haff, wissen Sie? Da wurde ich plötzlich nach Gerdaun versetzt. Was meinen Sie, als ich dorthin fahre und vom Bahnhof in die Stadt gehe, da kommt mir alles so bekannt vor, als ob ich dort schon einmal gewesen sei. Und auf dem Hügel, den ich hinaufschritt, stand Haus bei Haus genau auf demselben Fleck und genau in derselben Farbe und Bauart, wie ich das alles schon einmal gesehen haben mußte. Ich war ganz aufgeregt. Denn ich war bestimmt im ganzen Leben noch nie dort gewesen. Wahrhaftigen Gott nicht. Nein. Aber erst nach vielem Grübeln und nachdem mich später meine Frau daran erinnerte, fiel mir ein, daß ich von alledem einmal geträumt hatte. Ja, bei meiner Seele, genau wie ich im Traum dies alles erlebt, so stand es damals da in der nackten Wirklichkeit . . .“

Mein Postbote ist fast ein wenig aus der Fassung geraten, als er nun fragt: „Und wie erklären Sie sich das alles nun?“

„Das scheint mir nicht sehr schwer zu sein“, sage ich. „In jedem gesunden Menschen sind bei vollem Bewußtsein Geist, Seele und Körper eine innige Einheit. Schon in Ihrer Ohnmacht aber, damals im Pferdestall, und später in Ihrem verblüffenden Erlebnis beim Erwachen ist Ihre Seele — vom Körper nicht mehr behindert und von Geist und Hirn nicht mehr beherrscht — ein wenig ihre eigenen Wege gegangen. Als Sie ganz erwacht waren, erschien Ihnen diese Wanderung Ihrer Seele nur als Traum. Doch es war mehr. Es war eine Vision, ein Hellgesicht. — Mir scheint, da haben Sie sich schon selber klar bewiesen, daß Leib und Seele keine unzertrennliche Einheit sind. Und wenn die Seele, schon während sie noch an den Körper gebunden ist, Dinge erleben kann, die über unser alltägliches Bewußtsein hinausgehen, weshalb sollte sie nicht auch nach unserem Tode irgendwelche Daseinsmöglichkeiten haben; auch wenn sie wahrcheinlich ihr Ich-Bewußtsein eine Zeitlang verliert.“

„Ein toller Gedanke!“, sagt, kopfschüttelnd, mein Postbote.

Ich widerspreche: „Finden Sie das wirklich so toll? Haben Sie noch nie davon gehört, wievielen Müttern ihre im Kriege gefallenen Männer oder Söhne in Hellgesichten im Augenblick erschienen sind, wo sie im Felde gestorben waren?“

„Bei Gott, davon hat man ja schon hundertmal gehört!“, stößt mein Postbote heraus und stellt gleich hinterher mit ganz hellen Augen fest: „Wenn man ein bißchen tiefer darüber nachsinnt, dann sind Mensch und Leben doch eigentlich ein großes Rätsel und Wunder, nicht wahr?“ „Sehen Sie“, sage ich erfreut, „und vorher nannten Sie das alles einen großen Dreck. Lebt wirklich sinnlos nicht immer nur der unverständige Mensch, der sich nicht müht, den Dingen auf den Grund zu gehen? Die Welt ist im Tiefsten ein Werk von herrlichster Einheit und Harmonie, solange diese nicht freventlich gestört wird. Wenn wir solche Harmonie doch wenigstens in uns selber schaffen würden. Aber tun wir nicht meistens genau das Gegenteil? Und da wundern wir uns, daß Dinge geschehen, die uns in ihrer Schrecklichkeit das Blut erstarren machen?!“

„Ja, es ist wirklich nicht auszudenken, wieviel schöner und friedvoller unser Leben werden könnte, wenn wir nicht oft so oberflächlich dahinleben würden. Da haben Sie recht. Aber — mein Gott, nun hab ich doch wahrhaftig ganz meinen Dienst vergessen“, schreckt mein Postbote auf. „Nun“, lächle ich, „das werden Sie durch eine kleine Überstunde schon wieder in Ordnung bringen. Vielleicht hat Ihre heutige Dienstvergeßlichkeit, an der ich ja der Hauptschuldige bin, sogar einen tieferen Sinn gehabt. Und ich glaube fast, nicht nur für Sie selbst.“ Und als ich dem Alten nun herzlich die Hand drücke, weiß ich, daß wir beide diese Stunde so bald nicht vergessen werden.



Das junge Paar in Königsberg

#### V.

So furchtbar der Krieg mit seinen Nachwirkungen war, so hatte er doch auch zu der Begegnung mit einer literaturbegeisterten dithmarscher Bauerntochter geführt. Die Hochzeitsreise fand im Sommer 1920 auf einem überfüllten Abstimmungsdampfer statt. Das erste Heim war bei der damaligen Wohnungsnot eine Insikate auf dem Gut Friedrichswalde bei Königsberg. Dort hauste man in fröhlicher Gemeinschaft und herrlicher Ungezwungenheit zusammen mit den jungen Eheleuten Bischoff und Schmiscke und auch mit dem Maler Hoffmann, mit dem man später das große Wagnis unternahm, sich trotz der drohenden Inflation ein eigenes Häuschen zu bauen. Es hatte nehrungsblaue Fensterläden und lag am Anfang der Steffekstraße, dicht am Hammerteich, wo man mit den heranwachsenden drei Kindern baden und von wo man durch die Fürstenschlucht am Landgraben entlang bis nach Metgethen und Wargen wandern konnte. Große Reisen gab es damals nicht, aber — die Ostsee war so nah, Masuren nicht fern, was brauchte man mehr?

#### ABENDSTIMMUNG IM SAMLAND

Das grüne Licht der fernen Mole stand, wie wenn ein Katzenauge grell dort glühte. Der Himmel, voller Abendsonnenbrand, lag wie auf einer goldnen Spiegelwand im stillen Meer, das rote Flammen sprühte.

Der Seesteg schien mit seinem Pfahlgewirr ein Urwelttier auf ungeschlachten Beinen. Vom Strandhotel kam dunkles Wortgewirr und leiser Klang von silbernem Geschirr. Der Mond stieg aus der See so weiß wie Leinen.

Scharf zeichneten sich auf dem Hintergrund der roten See die schwarzen Schattenrisse der Menschen, die mit andachtstillem Mund am Strande träumten in das goldne Rund, wie wenn ihr Herz nun um das Tiefste wisse.

#### MASURISCHE LANDSCHAFT

Musik der Erde: wie in diesem Land die tausend Hügel sanft sich überschneiden, schwarzbraune Äcker und smaragdne Weiden; darin der Bäche blütenblaues Band.

Musik des Himmels: sieh die lichten Scharen der Silberwolken, als vergäßen sie bei dieses Landes süßer Melodie, beseligt lauschend, fast das Weiterfahren.

Musik der Wasser: wie die weiten Seen, die tausend Seen, die ringsum verstreut, in dieses Landes tiefer Einsamkeit mit leuchtend blauen Märchenaugen stehen.

Musik der Unterwelt: wenn in der Nacht die schwarzen Wälder — tausend Wälder — stöhnen; wenn durch die Waldnacht dumpf die Donner dröhnen, als wäre rings die Hölle aufgewacht . . .

Du Land der ungezählten Melodien, voll lichter Einsamkeit und dunkler Süße, hell singt mein Herz, wenn wandernd ich dich grüße und deine Wunder tief im Blut mir blühen.

## NÄCHTLICHER SEE

Still ruht der See. Die dunklen Wasser stumm.  
Die hohen Tannen, die den See umkränzen,  
stehn schwarz, als hätten sie Trauertücher um.  
Nur Fledermäuse geistern noch herum.  
Die Sterne in der Flut wie Tränen glänzen.

Jählings ein Bahnzug durch die Stille braust.  
Rot sprühn die Funken. Schreckstarr stehn die Boote.  
Doch auf der Insel, wo ein Waldgott haust,  
reckt aus Gebüsch sich eine Riesenfaust,  
die stumm dem Eisenungeheuer drohte.

## IN DER LUNEBURGER HEIDE

In diesem wunderbaren Land  
muß jedes Herz gesunden.  
Hier ist die böse Welt verbannt,  
die oft uns will verwunden.

Kein Menschen-, kein Motorenlaut;  
und selbst die Bäume schweigen,  
als dunkel nun der Abend blaut.  
Bald werden Sterne steigen.

Bald wird der Mond am Himmel stehn  
wie eine goldne Blüte.  
Dann werden still wir heimwärts gehn,  
voll Dank für Gottes Güte.

## NACHTS IM KÖNIGSBERGER SCHLOSSHOF

Mächtige dunkle Mauern umringen den Hof,  
ragen hinauf in den sterneflimmernden Himmel.  
Wie ein versteinertes riesiger Ordensritter  
reckt sich der wuchtige Schloßturm ins blauende All.

Nirgends ein Laut. Nur dann und wann ein Geflüster,  
wenn sich der Wind in dem grauen Gemäuer verfängt.  
Am Hoftor blinzelt, verschlafen, eine Laterne.  
Mit großen, wachenden Augen aber schauen  
ein paar erleuchtete Fenster ins Schweigen der Nacht.

Kaum vernimmt man noch das nächtliche Treiben der Gasse.  
Die Menschen da draußen, man könnte sie, wahrlich, vergessen,  
wenn sich nicht über den schwarzen Dächern des Schlosses  
gespenstisch ein hoher, rötlicher Dunstkreis dehnte:  
der spiegelnde Licht-Widerschein der erleuchteten Stadt.

Stumm geistert auch, über uns, mitten zwischen den Sternen,  
auf den vergoldeten Zeigern der alten Turmuhr  
dies unheimlich düstere, apokalyptische Licht,  
als wollte es unsre erschauernde Seele mahnen:  
Menschen, Menschen, nutzt die fliehende Zeit!

## DANZIG

Wenn wir dein denken, wacht all unsre Liebe wieder auf.  
Wie ein wehsüßer Traum steigt aus dem Erinnern herauf  
dein holdes Bildnis. Wir sehn, wie das Wunder spinnt,  
wenn das Abendrot still in den Rauten der Fenster sinnt,  
wenn die uralten Giebel, die tief in den Schatten ruhn,  
der träumende Mond überwandert in silbernen Schuh;  
wenn mittelalterlich Gassen und Gäßchen stehn,  
als hätten sie nichts von den Gegenwartswirren gesehn!  
Nur der Turm des Domes, der dunkel ins Nachtblau ragt,  
das Sternenall um die ferne Zukunft befragt. —  
Du Stadt unsrer Liebe —, auch wir, dir, Geliebte, nun fern,  
fragen in schlafloser Nacht jeden wandernden Stern  
um dieses Rätsel mit sehnsuchtverdunkeltem Blick,  
wenn wir grübeln um die Schuld der Menschen, das eigne Geschick,  
um Unrecht und Sühne in unsrer bedrohten Welt,  
die, haßunterwühlt, immer tiefer in Not verfällt.  
Doch in gnadenvoller Stunde, in stillem Gebet,  
kann es sein, wie wenn fern St. Mariens Domglocke geht.  
Dann sehn wir in Weltallsweiten, todernst das Gesicht,  
den Herrn aller Schicksale schreiten. — Nun fragen wir nicht,  
nun rechten wir nicht mehr: Nur ER weiß um Recht und Gericht!

## VI.

Die geistige Freiheit, die sich der Schriftsteller Fritz Kudnig erobert hatte,  
machte es möglich, daß der Beamte Fritz Kudnig, der sich des besonderen Wohl-  
wollens seiner Vorgesetzten erfreute, sich von jeglicher Parteizugehörigkeit  
freihalten konnte. Seine anfänglichen Hoffnungen, die er vor allem auf die  
Jugend setzte, wurden bitter getäuscht. Und so ging er mit all seinen ostpreußi-  
schen Landsleuten den schweren Leidensweg, der zur Vernichtung der Vater-  
stadt und zum Verlust der Heimat führte.

## ARMEE IM SCHNEE

O Unheil! — Eine tapf're Armee  
versinkt in Rußland in Eis und Schnee,  
schreckt auf in Rußlands unendlichem Raum  
aus einem gigantischen Fiebertraum.

Soldaten, fressenden Frost im Gebein,  
kämpfen nur noch um ihr nacktes Sein.  
Halb ausgerüstet, umbrüllt vom Wind,  
wissen sie, daß sie Verlorene sind.

Schon erfriert ihre Faust am vereisten Gewehr.  
In Moskau aber lauert der russische Bär.  
Noch läßt er sich Zeit. Doch paßt auf! Im Nu,  
im Nu schlägt die drohende Tatze zu.

Dann weh den Millionen, die ein Mensch geführt,  
der seine Selbstvernichtung schon spürt,  
der mit zornverzerrtem, entsetztem Gesicht  
erlebt, wie sein Lebenswerk zerbricht,  
weil das Schicksal sein furchtbares Urteil ihm spricht.

## DAS BRENNENDE KÖNIGSBERG

Du suchst die stille Stadt des Weisen Kant?  
Laß ab! Laß ab von solchen Träumerein!  
Rot wie die Hölle hat die Stadt gebrannt.  
Hörst du nicht noch die Todgehetzten schrein,  
die durch das glühe Feuermeer gerannt?

Schau all die Leichen. Dies verkohlte Kind  
und dort die junge Frau, die jäh gebar,  
nachdem sie durch den wilden Feuerwind  
getaumelt war mit aufgelöstem Haar,  
die Augen aufgerissen, doch wie blind.

Du suchst die stille Kant-Stadt? Such sie nicht!  
Hier gähnt nur noch ein gräßlich Trümmerfeld.  
Ihr augenloses, blutendes Gesicht,  
von glühem Stahl zerfetzt und wüst entstellt,  
starrt, fratzenhaft, ins grelle Sonnenlicht. —

Doch Eins, das traf sie nicht, die grause Faust:  
sie schlug die Seele dieser Stadt nicht tot.  
Die Seele überlebte Tod und Brand.  
Und in ihr lebt das hohe Lichtgebot,  
der pflichtentflammte Geist des alten Kant.

## DAS TANNENBERG-DENKMAL

Das Leid aller Mütter, stumm und versteint —  
hier stand es: Mahnung für Freund und Feind.  
Der Kriegsdämon aber, gefeit gegen Leid,  
zerschlug dies Mahnmal der Menschlichkeit.

Seine Trümmer, seine trostlosen Trümmer schrein  
ihre Mahnung noch immer in die Welt hinein.  
Und die Unsichtbaren, die Toten, gehn stumm,  
wo ihr Mahnmal gestanden, immer noch um.

Sie finden nicht Ruh. Ihre Ruh ist gestört,  
weil niemand mehr auf ihr Mahnen hört.  
Werden die, die den Haß in die Menschheit gesät,  
die Blutsaat zertreten, eh es wieder zu spät? . . .

## AUF DER FLUCHT

Mutter! Mutter! — ruft laut  
ein Kind, irgendwo.  
Viele, denen heut graut,  
die rufen so.

Erde ward Hölle, weil Teufel die Menschheit ward.  
In Städten wie Steingerölle  
die Toten man kartt.

Menschlichkeit? . . . Unter Trümmern,  
erschlagen, findet man sie. —  
Doch die Sonne scheint und die Sterne schimmern.  
Das Licht stirbt nie!

## ZUVERSICHT

Muß, was uns quält, nicht einmal still vergehen,  
wenn alle, die noch tief im Leide stehen,  
begreifen, daß die Not nicht ohne Sinn?  
So sehr das Schicksal uns das Herz zerrissen,  
aus unsern Wunden wuchs ein wehes Wissen.  
Und auch ein wehes Wissen ist Gewinn.

Was uns an Leid geschah, laßt es gewähren.  
Es will zu neuen Menschen uns gebären.  
Am Haß, am Bruderhaß die Welt zerbricht.  
So laßt uns Liebe sä'n, das Herz verschwenden,  
der Toten denkend, unser Schicksal wenden  
und ihren Kindern Hütten baun im Licht.

Schlägt wieder sie ein Kriegsdämon zu Trümmern,  
wenn nur die Seelen nicht dabei verkümmern,  
dann werden, die noch leben, neue baun.  
Der Tod ist nur ein Schattenspiel im Leben,  
Der Tod wird höher in das Licht uns heben,  
wenn still wir dem Unsterblichen vertraun!

#### GEDULD!

Alles muß warten  
auf seine Zeit  
wie die Bäume im Garten  
auf Fruchtbarkeit.  
So wollen wir harren,  
doch nimmer ruhn  
und rückwärts starren. —  
Das Gute, das Gute wollen wir tun  
und gläubig hoffen,  
daß alles so kommt,  
wie es der Seele, die noch dem Himmel offen,  
im Tiefsten frommt.

Aus: Gottes Lautenspiel

#### VII.

In Dithmarschen fand die auf der Flucht auseinander gerissene Familie wieder zusammen. Und wenn man in der Heimat der Frau auch nicht ganz als Fremder galt, so blieb einem in der Notzeit das Ähren- und Kartoffellesen und das Kohlensammeln am Bahndamm ebensowenig erspart wie die Enge einer Untermieterwohnung. So wurde noch einmal das Wagnis unternommen, ein eigenes Häuschen zu bauen, nicht ohne, wie vor 25 Jahren, sich selbst an den Erdarbeiten zu beteiligen, diesmal allerdings unter Assistenz der großen Kinder. Man war wieder geborgen, geborgen auch in der Gemeinschaft der ostpreußischen Landsleute, in der Nähe und in der Ferne. Geborgenheit aber im tiefsten Sinne bedeutet für den Dichter, trotz aller Sorge um das Schicksal der Heimat und der Menschheit schlechthin, die Einheit mit dem Göttlichen und die Gewißheit um die Unzerstörbarkeit alles Geistigen.

#### BEIDE —

„Wir sind gottlos geworden,  
doch wir kommen von Gott nicht los!“,  
sagte ein Jugendlicher  
mit ruhlosen Augen  
in einer Kneipe,  
die ihm die Zunge löste.

Im Wein ist Wahrheit! —

Auch der verstoßene Gott  
kommt vom Menschen nicht los,  
weil im Tiefsten sie Eins.

Beide brauchen Zeit  
und der Mensch, vielleicht, noch mehr Leid,  
wenn sie sich wieder finden sollen.

Hat die Zeit und das Leid  
nicht auch scheinbar Unheilbares  
oft schon geheilt?!

#### DER TOD

Der Tod — was ist er?  
Ein Schauspieler ist er,  
vielleicht sogar ein bewußter Betrüger.

Hinter seiner schwarzen Maske  
lacht immer ein junges Gesicht.

Wir müssen nur immer  
sehr auf der Hut sein,  
damit er uns nicht überrascht,  
der gewandte Verwandler:  
auf daß wir täglich bereit  
für die Aufgaben sind,  
die das ewige Leben  
nach jedem Tode uns stellt;  
vielleicht, um uns einst,  
in sternfernen Zeiten,  
in seinem Sinn  
zu vollenden!

Aus der Sammlung: Das begrabene Herz

## DIE SUCHTIGEN

Da der graue Alltag sie angähnt  
oder gar ängstigt,  
wähnen sie, ihm durch den Giftrausch  
entrinnen zu können.

Doch Rausch ist ein Heilmittel  
nur für den Augenblick;  
er betäubt das Gehirn,  
weckt wirre Gefühle und Gesichte,  
die sie, verzückt, aber geistig blind,  
für Offenbarungen höherer Welten halten,  
die Süchtigen;  
und es ist doch nur der gefährvolle Irrgarten  
ihres halt- und hilflosen inneren Ichs.

Kaum erwachen sie aus ihrer Trunkenheit,  
grinst sie wieder der graue Alltag an,  
der menschliche Pflichten heischt  
und Widersacher ist aller hold verführenden  
Träume und Phantasien.

Darf man sie schelten, diese bleichen Erdverächter,  
oder gar verachten?  
Muß man sie nicht bedauern,  
weil ihre krankhafte Lebensschwäche  
nach jedem Rausche nur immer noch wächst?!

Aus der Sammlung: Das begrabene Herz

## ANRUF

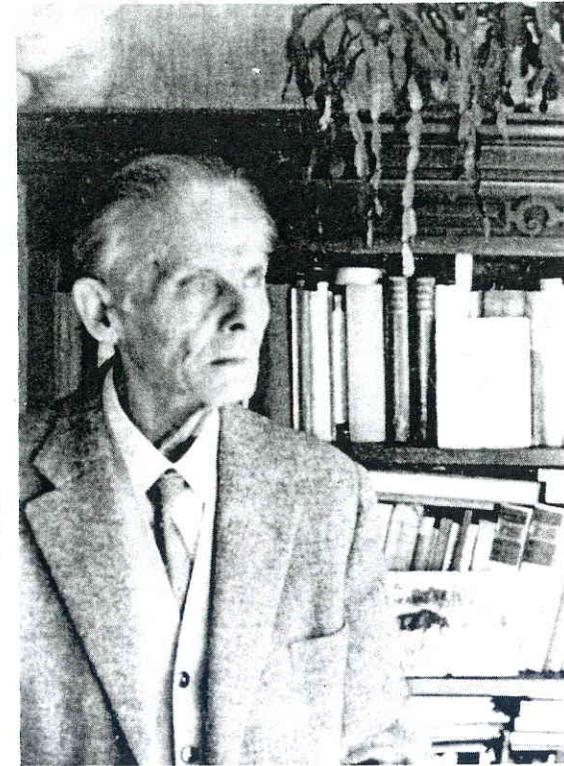
Du, der in Allem lebt, was irgend ist,  
wie haben wir dein Werk und Sein verkleinert!  
Oft bergen dich auch Kirchen nur versteinert,  
und niemand weiß mehr, wer du wirklich bist.

Wir bauten dir vergoldete Altäre;  
wir schufen Bilder uns von Jesu Christ  
und von Maria, die ihm Mutter ist . . .  
und doch gähnt oft in unseren Seelen Leere,

weil kaum die Hülle wir von dir noch kennen.  
Wer ahnt, wer fühlt noch deinen Feuergeist,  
der schaffend in der ganzen Schöpfung kreist  
und der sich sehnt, auch in uns zu entbrennen?!

Du, der aus sich die Welten auferbaut,  
du, den das Weltall preist in Sonnen-Chören,  
wann wirst du unsern Götzendienst zerstören,  
daß jeder nun dein wahres Wesen schaut?

Aus Gottes Lautenspiel



Fritz Kudnig  
in seinem  
Arbeitszimmer

## IM HERZEN GOTTES

Nun in mir Friede, weiß ich ganz gewiß:  
jetzt kann ich nie aus deinem Schoß mehr fallen.  
Wo sind nun des Geschickes drohende Krallen  
und alle Angst und Qual, die mich zerriß?

So wie ein Strom sich eint dem Weltenmeer,  
so bin ich in dein Weltherz eingegangen.  
In dir versank mein dunkles Erdenbängen,  
und in mir spiegelt sich dein Sternenheer.

Getreu wie der Gestirne goldner Kreis  
bin jetzt auch ich dir, dem ich mich ergeben.  
Und du und ich sind nun ein einzig Leben,  
das nur von frohem Schöpfertum noch weiß!

## LEBEN IN GOTT

Wie ein Gestirn so kreise ich,  
o großer Gott, nun still um dich,  
der mein geheimstes Leben.

Du bist in mir wie Glut des Weins,  
du Sonne meines Erdenseins,  
die mir ihr Licht gegeben.

Muß einst mein Irdenes vergehn,  
dem Licht aus dir kann nichts geschehn;  
sein Leib nur geht in Scherben.

Es tauscht nur Not und Leid der Zeit  
mit deinem Kleid der Ewigkeit  
und kann, wie du, nie sterben!

## DAS WUNDER

Mit jedem Jahre verjüngt sich scheinbar mein Herz,  
wie ein Winterbaum sich verjüngt im wärmenden März.  
Immer inniger weiß ich mich allem Leben verwandt,  
obwohl es mich oft genug in die Wüste verbannt.

Wie herznah bin ich dem Walde, dem keuschen Reh,  
dem wilden Sturm und der leidenschaftlichen See,  
den Sternen im dunkel blauenden Himmelszelt  
und Gott, der urewigen Schöpfer-Seele der Welt.

Oft wurde ich schuldig, sah mich an Abgründen gehn;  
doch kann ich auch selig wie einsame Heilige stehn,  
stumm schauernd die Arme breiten im raunenden Wind,  
die Geister ahnend, die segnend über mir sind.

Kein Traum! Nie fühlte ich wacher mein wanderndes Blut.  
Nie war mir so brüderlich nah des All-Ewigen Hut.  
Und der Tod —, Tor vor meines nächsten Lebens Beginn,  
auch er wird mir sagen, wie sehr ich sein Bruder bin.

Nichts, nichts in der Welt kann sterben; es wandelt sich nur:  
die Götter, die Menschen, die ganze große Natur.  
O, welches Wunder hinter dem Trug alles Scheins:  
auch der Tod ein getreuer Diener des göttlichen Seins!

Aus der Sammlung: Mensch zwischen Himmel und Erde

## WERKVERZEICHNIS

### Veröffentlichte Gedichtbände:

Durch Leid und Licht. Kassel: Max Ahnert 1922.  
Das Lied der Kurischen Nehrung. Dresden: Kunstverlag Oscar Schlicht 1925 (Mit Zeichnungen von Eduard Bischoff und einer Vertonung von Paul Graener).  
Das Wunder am Meer. 12. Tsd. Königsberg/München: Gräfe und Unzer 1938.  
Land der tausend Seen. 6. Tsd. Königsberg/München: Gräfe und Unzer 1935.  
Gottes Lautenspiel. 3. Tsd. Stuttgart: Mona-Lisa-Verlag 1952.  
Seliges Gotteslied. Ein Ruf in die Zeit / Dichtung, Sonderdruck der Arbeitsgemeinschaft für freie Religionsforschung und Philosophie Tübingen. o. J.  
Flucht und Einkehr / Die deutsche Passion. 3. Tsd. München: Gräfe und Unzer 1958.  
Wenn die Heide blüht. Dülmen: Verlag der Freunde 1963.  
Land meiner Liebe. Karlsruhe: Verlag Der Karlsruher Bote 1963.  
Mensch zwischen Himmel und Erde. St. Michael/Österreich: Bläschke Verlag 1976.

### Sonstige Veröffentlichungen:

Der Kampf um Meister Eckehart, Studie. Stuttgart: Karl Gutbrod o. J.  
Herz in der Heimat, Erzählungen. Göttingen: Elchland-Verlag 1956.  
Heitere Stremel von Weichsel und Memel. 4. Tsd. München: Aufbau-Verlag 1959. Herausgeber Fritz Kudnig.  
Fahrt in die Sonne, Wanderbriefe. Oldenburg: F. W. Siebert 1966.  
Meister Eckehart — gestern, heute und morgen, eine Deutung aus mystischer Sicht (bisher nur teilweise veröffentlicht in der Zeitschrift „Die weiße Fahne“ des Baumverlages, Pfullingen).

Alle Werke sind im Handel vergriffen und sind nur noch in wenigen Exemplaren bei der Witwe von Fritz Kudnig zu erhalten.

---

## INHALTSVERZEICHNIS

Wir Deutschen / Fritz Kudnig .....	3
Fritz Kudnig zum 85. Geburtstag / Erich Grimoni .....	4
Leben mit einem Dichter / Margarete Kudnig .....	7
Aus Leben und Werk — Gedichte und Prosa (Verbindender Text von Margarete Kudnig) .....	11

### Zu unserer Bildauswahl:

Umschlag: Fritz und Margarete Kudnig am Möwenbruch bei Rossitten und in den Dünen bei Schwarzort/  
Gerd Ochs und Erich Weiss-Memel  
Seite 3: Fritz Kudnig 1925 / Paul Isenfels  
Seite 6: Fritz und Margarete Kudnig in Heide / Marianne Cornils  
Seite 9: Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette / Tatenhausener Kreis, Warendorf  
Seite 15: Die Mutter des Dichters / Paul Kudnig  
Seite 24: Das junge Paar in Königsberg / Gerd Ochs  
Seite 33: Fritz Kudnig in seinem Arbeitszimmer / Erich Weiss-Memel

### Quellennachweis:

Die Gedichte „Nehrungsfischer“, „Vielleicht auch ich“ und „Nehrungselch“ sind dem Band: Kudnig, Fritz: Das Wunder am Meer —,  
die Gedichte „Masurische Landschaft“, „Nächtlicher See“ und „Das Tannenberg-Denkmal“ dem Band: Kudnig, Fritz: Land der tausend Seen —,  
die Gedichte „Das brennende Königsberg“, „Auf der Flucht“, „Zuversicht“ und „Geduld“ dem Band: Kudnig, Fritz: Flucht und Einkehr, entnommen.